

Wohin?

Erzählung von Rebekah

(Fortsetzung)

Schon gestern hatte der Wirt ziemlich brutal nach ihrem Gatten gefragt. Seit zwei Wochen war er von Hause abwesend, und die kurzen Zeiten, die sie von ihm erhalten, ließen Rose-Marie keinen Zweifel, daß es geschah, um dem Wirt aus dem Wege zu gehen, den er augenblicklich nicht zu bezahlen gedachte. „Der schüßliche Kerl“ konnte eben warten, und außer dem Wirt hatten schon andere nach ihrem Mann gefragt, die wohl auch Geldforderungen hatten. Wohl war es möglich, daß der Geldmangel ihres Gatten ein vorübergehender war — er konnte nicht wohl das ganze Vermögen schon vergeudet haben. Allein schlimm mußte es stehen, da er fortblieb, wo sein einziges Kind totkrank darniederlag. Auf seine Weise hatte er es doch lieb gehabt, Rose - Marias Hände schlängeln sich ineinander, ihr Kopf beugte sich tief über Cudchens Bett.

Sie betete nicht mehr, daß der Todesengel die zarte Blüte nicht bräche — sie betete immer nur: „Dein Wille geschehe!“ sie wußte ja, daß Gottes Wille allereignisgütig ist. Die Sonne sank, ihr letzter Strahl küßte ihr Kind.

„O wie schön!“ sagte Cudchen und verlor die schmerzlichen Tränen dem Licht entgegenzutreten. Dann sank sie in die Arme zurück — und im nächsten Augenblick hatte ihre scheinbar stundenlang ihre irdische Hülle verlassen.

21. Kapitel

Allein Cudchen lag unter einem blauen bedeckten Hügel. Rose-Marie selber hatte ihn geschmückt. Es war ihr noch alles wie ein schwerer dämpfer Traum, alles, was seit dem Tode ihres Liebsten geschehen. Ja, konnte es denn auch Wahrheit sein, daß sie immer noch — 11 Tage nach Cudchens Begräbnis, ohne Kunde von ihrem Gatten war? Es hieß, er mache eine Mittelmeerfahrt mit Freunden, so hatte ihn wahrheitsgemäß keiner ihrer Briefe erreicht, und viel leicht war dem so.

Rose-Marias armer sämmernder Kopf schien das Denken und Urteilen überhaupt verlernt zu haben, und verunmündet über die sonstigen Geschehnisse konnte sie sich nicht. Einige bekannte Herren ihres Gatten hatten den Wirt veranlassen wollen, Rose-Marie in seinem Hotel bis zur Rückkehr ihres Mannes zu belassen, aber weil sie nicht bürgen wollten für die hohe Summe, die Baron Redbach bereits für seinen Aufenthalt schuldete, so ließ dieser sich auf nichts mehr ein — die Frau Baronin mußte entweder die hochaufgelaufene Rechnung bezahlen, oder aber das Hotel verlassen, natürlich mit Hinterlassung ihrer Sachen, die als Pfand zurückbleiben mußten. Und Rose-Marie hatte keine Einwendung gegen die Forderung gehabt. Natürlich wollte der Wirt sein Geld haben, und natürlich hielt er sich an sie, die Gattin des Barons, und natürlich durfte sie durch ihr Weibchen in dem vornehmen Hotel ihre schon unheimliche Rechnung nicht vergrößern.

Einen Augenblick dachte Rose-Marie daran, an Stephan oder Anna zu schreiben und sie um das nötige Geld zu bitten, allein sie verwarf sofort diesen Gedanken. Was Stephan hatte und verdiente gehörte Roberts großem wohlthätigen Werke, und hatte nicht Anna auch gesagt, daß sie dahin strebte, mit ihrem Geld und Gut Roberts hochherzige Pläne zur Ausführung bringen zu helfen? — So konnte sie die Geschwister nicht bitten, für die leidenschaftlich gemachten Schulden, für ihr üppiges Wohnen und Leben einzutreten, und namentlich, da Rose-Marie nicht wußte, ob sie es je wiedererlösen konnte. Hatte doch der Bankier, mit dem schon ihre Eltern in Geschäftsverbindung gestanden, wie ebenso ihr Mann, ihr auf ihre Anfrage erwidert, daß sie kein Guthaben bei ihm hätten — wer aber sagte, daß ihr Gatte es noch irgendwo anders hätte?

Der einzige Weg, der sich Rose-Marie zeigte, waren ihre Sachen, die der Wirt als Pfand nehmen wollte, während es Rose-Marie Effer dachte, sie sofort zu verkaufen. Sie beschaffte wertvolle Schmuckgegenstände, die vielleicht schon die Rechnung deckten. Und in der Tat war dem so. Der

Wirt machte wieder sein allerhöchliches Gesicht, als Rose-Marie ihm erklärte, den Juwelier zu bitten und ihm ihre Kleinode zum Kauf anbieten zu wollen. Wahrscheinlich hatte er nicht geglaubt, daß die junge Frau solche Schätze besaß, da sie sich nie mit ihren Juwelen geschmückt, und so sah er sich nicht nur auf Heller und Pfennig bezahlt, er hätte die Frau Baronin gut und gern noch einen Monat oder länger in seinem Hotel behalten können, ohne irgendwelches Risiko zu laufen. Allein Rose-Marie war nicht zum Weichen zu bewegen. Sie bezog eine sehr beschöne Wohnung, von Tag zu Tag auf die Rückkehr ihres Gatten hoffend. Allein die Tage, ja die Wochen vergingen, ohne eine Nachricht zu bringen.

War ihm ein Unglück zugefallen? War er eines unglücklichen Todes gestorben?

Schwer lastete es auf Rose-Mariens Gemüt, und wie im Traume sah sie die Sonne auf- und untergehen. Wie lange sollte sie noch so weiter harren? Eine dumpfe Verzweiflung ergriff sie: Mutterseelenallein und im fremden Land mit ganz geringen Mitteln.

Rose-Marie hatte nie gerechnet, Sie war sehr unerfahren in allen Geldangelegenheiten — und die letzten schweren Jahre abgerechnet, immer noch, wie all ihr Leben, ein verwohntes Kind gewesen. Am freudlich hatte sie es schon geraume Zeit durchgeföhrt, was es heißt, idu und hilflos dazustehen, aber trotz aller Anlässe, die sie gemacht, sich aufzurichten und tapfer zu sein, andere hatte sie doch, willenslos und aller Kräfte beraubt, des Lebens Zügel über sich hinüberlassen. Als sie in Rodwitz ihren armen Vater zurückließ, war sie wohl wirklich erleichtert gewesen, die Sorge um den alten Mann los zu sein, wie Anna gemeint hatte: sie hatte sich in der alten Heimat so selbstlos bedrückt geföhlt, sie hatte nicht in Annas Haus gepaßt, sie war nur im Wege gewesen. Und dann war es auch für ihr zartes Kind besser, wenn sie es den Winter über dem nordischen Klima entzog, und so hatte Anna abermals recht gehabt, wenn sie den Eichenbads und Stephan gegenüber behauptete. Rose-Marie vergaß sich vorfreudlich und sei im Grunde froh, daß die Weite der Entfernung sie gebindert hätte, an der Verletzung ihres Vaters zugehen zu sein.

Allein bald war es mit freudlicher Erleichterung aus und vorbei gewesen, immer härter war das Empfinden ihrer Verlassenheit geworden, und als Rose-Marie ihrem Töchterchen die Augen zugehört, da hatte es ihr gedreht, daß sie keinen Menschen auf Gottes weiter Erde mehr besaß, der sie lieb hatte oder nach ihr fragte, von ihrem Gatten angefangen bis zu den Geschwistern und Eichenbads. Da vor ihr lag die Vriete aus der Heimat. Rose-Marie las daraus, daß keiner ihr Leid bekräftigte, obwohl es so groß war, daß sie selbst den Tod ihres Lieblings nicht als ein Unglück angesehen hatte. Sie loben in ihr immer noch ein launenhaftes, selbstfüchtiges Kind, dem Trauer und Schmerz Dinge waren, die so schnell als möglich abgeschüttelt werden mußten. Aus Annas Zeiten war das ganz deutlich zu lesen.

Allerdings hatte Rose-Marie schon lange nicht mehr ihr Herz gegen irgend einen der Ihren ausgeschüttet. Sie hätte ihren Mann anzuklagen gehabt, eine lange, traurige Geschichte erzählen müssen, und davor schreckte sie zurück. Ach Gott, und am Ende hätte man sie ihr nicht einmal geglaubt. Wenigstens Anna sicherlich nicht — Anna war so korrekt und verständig, und sie, Rose - Marie, so ein armes, hilfloses Geschöpf. Kein Wunder also, daß jeder Gedanke, sich hilfesuchend an die Geschwister zu wenden, ihr immer mehr eine Unmöglichkeit dachte.

Sie war eben mutterseelenallein in ihrer großen Not. Und groß war die Not in der Tat. Denn die Nachricht, die endlich von ihrem Gatten kam, war eine schreckliche, erschütternde. Man fand Baron Redbach mit zerfetzter Schale, und die Waffe neben ihm gab Zeugnis, daß

er selbst Hand an sich gelegt. Auch er hatte sich der Verzweiflung hingelassen. Als das letzte Geld verspielt und vergeudet war, hatte er sein Leben fortgeworfen — eines unglückseligen Todes war er gestorben.

Ein Schrei aus tiefer Seele quoll aus Rose - Marias Brust — dann brach sie ohnmächtig zusammen.

25. Kapitel

Zwischen hatte es auch nicht gerade lustig auf dem Denglerhofe gestanden. Wohl war Dora nicht gestorben, sie war anscheinend nicht einmal krank darüber geworden, daß ihr Lieben ihr zertröt worden. Ihre kluge Mutter hatte eben recht, die ganze Sache war eine fündische Torheit von ihrer Tochter Seite und ein schlaues Spiel vonseiten Mops, sich die reiche Erbtöchter zu fangen, und daher kam mit der Zeit schon alles zurecht. Zembrikt hatte zum Glück so viel Einsehen gehabt, daß er das Dorf verlassen und sich auswärts Arbeit gesucht hatte. Einige sagten sogar in Amerika. Und Dora tat ihre Arbeit und erkannte von Tag zu Tag mehr, zu welcher schönen Person sie bestimmt war. Wenn es anders wäre, wenn wirklich wahre große Liebe für den jungen Mann in Doras Herzen geblieben hätte, sie würde sie sich nicht haben nehmen lassen, und um so weniger, wenn sie sich ebenso geliebt wußte. Dornen Roberts Herz ihr gehört hätte, Anna sagte es sich mit heiligem Empfinden, was wäre ihr der Erbfhof, was ihrer Eltern Wünsche gewesen — wie ein Nichts hätte ihr jeder Widerstand gedreht, sie würde ihn gebrochen haben.

Und darum konnte sie auch scheinbar hart gegen ihre Tochter sein und die beiden jungen Leute trennen, ohne zu meinen, daß sie damit ein Unrecht täte, und darum konnte sie die schäuderhafte Unterwerfung ihrer Tochter unter den mütterlichen Willen als einen Beweis nehmen, daß die Sache abgetan und Dora sich darin gefunden hatte. Einen Rückschlag hatte die dumme Geschichte allerdings gegeben, auch für ihre Pläne, die jetzt so schön ihrer Ausführung nahe geschienen. Vorläufig konnte Dornen ihr Noviziat nicht beginnen — erst mußte das tüchtige junge Herz sich ganz frei gemacht haben und einzig für den himmlischen Brautigam erlöhnen. Anna liebte ja ihr einziges Kind, sie wollte es glücklich sehen, und lieber wartete sie — ach, sie hatte so in langen Jahren warten gelernt, auf ihr eigenes Glück — ob sie vorläufig Schritte tat.

Leidlich wurde Anna solch Worten allerdings nicht. Es war eine große Kälte über sie gekommen — sinedte und Mäde hatten schwere Zeit, die Herrin schien gar keine Lust mehr zu kennen und hatte auch ihre junge Tochter damit angegriffen. Wie sehr war wahrhaftig noch nie auf dem Denglerhof gearbeitet worden, nur daß es nicht mit Freudigkeit geschah, sondern so, als ob einer mit der Schwelche dahinter stände. Dazu hatte man in München die Nachricht, daß Rose - Marias Töchterchen gestorben, so furchtbar tragisch angenommen. Es fehlte wirklich nicht viel, und der arme Stephan hätte sich aufgemacht und wäre zu Rose-Marie nach Italien gereist, obgleich er jetzt sein körperliches Gebahren besonders stark empfand und jeder möglichen Schonung bedurfte. Na, wenn Rose-Marie nach den übrigen verlangt hätte, sie, Anna, wäre die Letzte gewesen, die Stephan abgeredet hätte, ja, sie hätte sich selber sofort auf die Reise gemacht. Allein augenblicklich hatte Rose - Marie ihr Verluft nicht allzuschwer getroffen — ihr oberflächliches Gemüt war überhaupt starker, nachhaltiger Empfindungen nicht fähig, und zum Glück hatten sie das denn auch zum Schluß selber eingesehen, noch dazu, da sie ihr auch darin recht geben mußten, daß Stephens Kommen dem Schwager nichts weniger als angenehm sein würde, und so war denn glücklicherweise der arme Stephan dahaim geblieben.

Rose - Marie mußte sich schon zu trösten, und hatte sie denn nicht eigentlich immer gezeigt, daß sie sich aus ihren Geschwistern sehr wenig machte, ja selbst ihren alten Vater liechten Herzens in andere Pflichten gegeben hatte, obgleich sie doch eigentlich wirklich die nächste dazu gewesen wäre? Anna machte ihrer Schwester durchaus keinen Vorwurf darüber, daß sie sich noch immer als verhäßteltes Kind fühlte und Menschen ein haben mußte und Dunkel und Traurigkeit von sich abwehrte. Stephan und Eichenbads waren der beste Beweis dafür — damit, daß sie für nötig hielten, daß einer wenigstens zu ihr eilte und alles ver-

suchte, es wieder hell und fröhlich um sie zu machen, wenn es das etwa noch nicht wäre. O, und welch Auflebens machten sie jetzt davon, daß sie seit Monaten gar nichts mehr von dem Ehepaar gehört hatten, und keiner Auskunft zu geben vermochte — Stephens letzter Brief an Rose-Marie war als unbestellbar zurückgeschickt worden. Vielleicht war Baron Redbach mit seiner Frau nach Paris, dem schönsten Ort der Welt, gegangen, um sich von dort Trost zu holen, oder sie hatten gar eine Fahrt über den Ozean angetreten. Nun sie nicht Kind und Stegel mehr hatten, konnten sie ja um so mehr ihrem Vergnügen leben.

Allein die Münchener waren eben Leute, die gar nicht anders konnten, als alle nach ihren eigenen idealen Anschauungen messen. Sie wollten durchaus nicht glauben, daß Rose-Marie sie vergessen, daß sie ihnen nicht schreiben würde, wenn sie zu schreiben vermochte.

„Entweder ist ein Brief verloren gegangen, oder unserer Kleinen ist ein Unglück zugefallen — so behaupteten sie, und was Anna am meisten aufregte, war, daß Robert höchst wahrscheinlich nicht nur zum letztenmal nach Turin gefahren, sondern daß die italienische Reise dazu dienen sollte, irgend eine Nachricht über Baron Redbach einzuziehen.“

Deute war Robert schon zwei Tage fort — und, nein, wahrhaftig, Frau Anna hielt es in Rodwitz nicht aus, sie mußte bei Roberts Rückkehr in München sein. So ungerne sie auch jetzt ihre Tochter allein ließ, als sie vernahm, daß Robert seine Ankunft für die nächsten Tage gemeldet, trat Anna ihre Reise nach München an. Sie mußte wissen, ob und was er etwa von Rose-Marie erkundet. Vielleicht weil Anna immer noch eifersüchtig war.

26. Kapitel

Robert Eichenbads war noch nicht von seiner Reise zurück. Nur wenige flüchtige Zeilen waren von ihm gekommen. Er hatte ausgefundschaltet, wo der Baron mit seiner Frau gewohnt, als Cudchen krank wurde und starb, aber danach ihre Spur wieder verloren. Aus jedem Wort

sprach die höchste Sorge um Rose-Marie, und wer Robert kannte, der wußte, was es bedeutete, wenn er schrieb, daß er nicht ruhen und rasten wollte, bis er sie gefunden. „Nah hatte wahrhaftig Robert nicht für so leicht gehalten,“ sagte Anna gereizt, und heftig widersprach sie Stephens Meinung, der behauptete, daß sein Freund von irgend einem Unglück gehört haben müßte, das dem Ehepaar zugefallen.

„Der Baron war kein guter Mann,“ sagte Stephan feindselig, „Rose-Marie hätte ihn nie heiraten sollen. Wie anders hätte sich ihr Leben gestaltet, wie würde sie das Sonnenkind geblieben sein, wenn sie Roberts Frau geworden wäre?“

„So, meinst du? Na, ich dachte, Robert brauchte ein starkes, kluges und verständiges Weib, auf das ihres Mannes Herz sich verlassen könnte in guten und schlechten Tagen, nicht aber einen Schmetterling, der von Blume zu Blume gaukelt und

immer nur Freude und Lust für sich begehrt.“

„Aber solche auch anderen brummt. O, Anna, ich weiß es, sie hätte die Sorgenfalten auf Roberts Stirne geglättet und ein frohes Lächeln auf seine ersten Lippen gezaubert.“

Anna biß sich auf die Zunge, eine dunkle Blut färbte ihre Wangen, als jetzt auch Roberts Mutter Stephan zustimmte. O, war denn nicht Tante Eichenbads wenigstens zu der Ueberzeugung gekommen, daß eine andere doch weit besser für ihren Sohn gepaßt hätte?

Schon acht Tage weilt Frau Anna in München. Kein Brief von Robert war weiter gekommen — und selbst, auch keine Zeile von ihren Dorchen. Dreimal schon hatte sie ihr geschrieben und das letzte Male ernst und streng eine umgehende Antwort verlangt, und auch diese hätte eigentlich schon hier sein können. Was hatte nur das Mädchen? Anna er-

(Fortsetzung auf Seite 3)

Jubiläums - Buch

mit der ausführlichen Geschichte der St. Peters Kolonie und vielen Bildern von hervorragenden Personen, sowie alten und neuen Pfarrgebäuden, auf schönem und dauerhaftem Papier gedruckt, nicht bloß zum Lesen für die Gegenwart, sondern zum Aufbewahren für die Zukunft: die jungen Generationen sollen wissen, was ihre Eltern und Großeltern geleistet haben. Auch zum Verschicken ins Ausland, damit auch andere lernen, was die St. Peters-Kolonie ist.

Preise portofrei:

- Ein Buch für \$0.50
- Drei Bücher für \$1.25
- Sechs Bücher für \$2.25

St. Peter's Press
Muenster, Sask.